

Die Predigt – Zentrum des Gottesdienstes?

Evangelische Einsichten zu einer fundamentalliturgischen Frage

Von Christian Grethlein, Münster

Liturgiewissenschaft in ökumenischer Perspektive¹ bzw. sogar ökumenische Liturgiewissenschaft, die sich dem Verhältnis katholischen und evangelischen Gottesdienstes widmet (und nicht mehr – wie lange Zeit – bei Ökumene primär das Verhältnis zwischen römisch-katholischer Kirche und orthodoxen Kirchen in den Blick nimmt),² ist in den letzten Jahren in verheißungsvoller Weise vorangetrieben worden. Dass dies nicht nur den publizistischen Bereich, sondern auch die gemeinsame akademische Lehre betrifft, ist zwar weniger spektakulär, aber wahrscheinlich nicht weniger wichtig. Auf beiden Gebieten, Forschung und Lehre, hat der Liturgiewissenschaftler Klemens Richter wichtige Impulse gegeben und wird sie hoffentlich weiter geben. Doch wären solche, gegenwärtig interessanterweise vor allem durch katholische Theologen und Theologinnen vorangetriebenen ökumenischen Bemühungen nicht hinreichend verstanden, wenn sie nur wissenschaftsimmanent begründet würden. Ein nicht unwesentlicher Impuls geht wohl von der pastoralen Verantwortung für liturgische Praxis aus. Die zunehmende Auflösung bzw. der Wegfall traditioneller konfessioneller Milieus sowie die gleichzeitige Ausbreitung allgemeiner gesellschaftlicher Entwicklungen, die mit Stichworten wie Pluralisierung, Ökonomisierung, Ästhetisierung benannt und in Programmbegriffen wie Risiko- und Erlebnisgesellschaft konzeptionell zusammengefasst werden, sind Rahmenbedingungen in Deutschland, die auch die Praxis der christlichen Kirchen betreffen und eine Herausforderung für die Gottesdienstgestaltung sind.

Es ist kein Geheimnis, dass mittlerweile nicht nur wenige evangelische Christen sonntags den Weg in die Kirche finden, sondern auch bei katholischen Christen der sonntägliche Messbesuch unregelmäßiger wird. Der Soziologe Michael N. Ebertz resümiert:

¹ Vgl. T. Berger, Prolegomena für eine ökumenische Liturgiewissenschaft, in: ALW 29. 1987, 1–18.

² Vgl. F. Lurz, Für eine ökumenische Liturgiewissenschaft, in: TThZ 108. 1999, 273–290.

„Mehr als 20 Mio. deutsche Katholiken verstoßen ... Sonntag für Sonntag gegen ein zentrales Kirchengebot, das sie subjektiv möglicherweise gar nicht mehr als ein solches interpretieren“.³ Besonders ausgeprägt ist diese Tendenz bei jüngeren Menschen. So gaben bei der jüngsten Shell-Umfrage 83 % der befragten 15- bis 24-jährigen Jugendlichen an, in den letzten vier Wochen an keinem Gottesdienst teilgenommen zu haben, 9 % waren einmal in der Kirche (bzw. Moschee), 4 % zweimal bzw. dreimal und öfter.⁴ Berücksichtigt man noch, dass bei muslimischen Jugendlichen der Gottesdienstbesuch erheblich stärker ausgeprägt ist als bei christlichen, ist unübersehbar: Der sonntägliche Kirchgang ist zumindest bei jungen Christen zur Praxis einer kleinen Minderheit geworden.

Angesichts dieser Entwicklung ist es – vor dem Hintergrund der zwischen den Konfessionen grundsätzlich unstrittigen Einsicht in die Bedeutung des Gottesdienstes für christliches Leben – gut verständlich, dass konfessionsübergreifend Überlegungen angestellt werden, wie die Spannung zwischen empirischer Situation und theologischer Einsicht gemindert werden kann, um insgesamt die Kommunikation des Evangeliums zu fördern. Dabei ist neben konkreten Gestaltungsfragen die Frage nach dem Zentrum des Gottesdienstes unverzichtbar, soll es nicht zu theologisch problematischen Anpassungen oder Verkürzungen kommen. Hier hat – dies muss dankbar erwähnt werden – die evangelische Kirche im vergangenen 20. Jahrhundert von der Hochschätzung und Gestaltung der Eucharistie in der römisch-katholischen Kirche gelernt. Unübersehbar kommt dies z. B. in der Aufnahme sog. Eucharistiegebete in den gegenwärtigen evangelischen Agenden in Deutschland zum Ausdruck.⁵ Umgekehrt hat es den Anschein, dass die katholische Liturgiewissenschaft, wesentlich getragen durch Impulse des II. Vatikanums, die Bedeutung des Wortes, und hier konkret der Predigt (bzw. der Homilie), entdeckt hat.

Gegenwärtig besteht die Arbeit Ökumenischer Liturgiewissenschaft – wie sie Friedrich Lurz methodisch und inhaltlich vorbildlich

³ M. N. Ebertz, Einseitige und zweiseitige liturgische Handlungen. Gottes-Dienst in der entfalteten Moderne, in: Heute Gott feiern. Liturgiefähigkeit des Menschen und Menschenfähigkeit der Liturgie. Hg. v. B. Kranemann – E. Nagel – E. Nübold. Freiburg/Br. 1999 (PLR-GD) 14–38, hier 22.

⁴ Vgl. W. Fuchs-Heinritz, Religion, in: A. Fischer – Y. Fritzsche – W. Fuchs-Heinritz – R. Münchmeier, Jugend 2000. Bd. 1. Opladen 2000 (Shell Jugendstudie 13) 157–180, hier 162.

⁵ Vgl. K. Richter, Das eucharistische Hochgebet – ein Durchbruch zu ökumenischer Gemeinsamkeit, in: Vorgeschmack. Ökumenische Bemühungen um die Eucharistie. Festschrift für Theodor Schneider. Hg. v. B. J. Hilberath – D. Sattler. Mainz 1995, 308–325.

am Beispiel der Kurpfälzischen Kirchenordnung von 1563 demonstrierte⁶ – darin, sich mit liturgischen Dokumenten bzw. Lebensäußerungen der anderen Konfession so zu beschäftigen, dass das Bemühen um Verstehen und die Bereitschaft zu lernen an erster Stelle steht – gegenüber früher üblicher Abgrenzung und Kritik. Ein, soweit ich sehen kann, noch kaum beschrittener Weg ist dagegen die Reflexion der eigenen Tradition gleichsam aus dem Blickwinkel wichtiger Fragen und Aufgaben der Schwesterkirche, wobei die ökumenische Perspektive im eigenen Haus zu einem gewissen Abstand von scheinbar Selbstverständlichem verhelfen kann und zugleich Lernmöglichkeiten für die Schwesterkirche und deren Liturgiewissenschaft anbietet. Ein solches Vorgehen erscheint mir besonders für eine Ökumenische Liturgiewissenschaft sinnvoll, die sich – als Konsequenz aus den bisherigen ökumenischen Bemühungen auf der ersten Ebene – der Tatsache gegenseitiger Lernprozesse stellt und deren Ergebnisse und Wirkungen reflektiert. Dies möchte ich im Folgenden am Beispiel der Stellung der Predigt im Gottesdienst skizzenhaft versuchen. Methodisch ist dies also ein Versuch zu einer Ökumenischen Liturgiewissenschaft auf einer gleichsam zweiten Ebene, die die sich anbahnenden oder bereits vollzogenen gegenseitigen Lernprozesse thematisiert und damit teilweise auch die Wirkungsgeschichte bisheriger ökumenischer Liturgiewissenschaft bearbeitet.⁷

1. „Wortgottesdienst“⁸ in der römisch-katholischen Kirche in Deutschland

Versteht man unter „Wortgottesdienst“ nicht einen zur Eucharistie hinführenden Teil der Messe,⁹ sondern einen eigenständigen Got-

⁶ F. Lurz, Die Feier des Abendmahls nach der Kurpfälzischen Kirchenordnung von 1563. Ein Beitrag zu einer ökumenischen Liturgiewissenschaft. Stuttgart 1998 (PThe 39).

⁷ Ich vermute auf Grund der z. T. schon sehr weitreichenden, z. T. jenseits der kanonistischen Bestimmungen liegenden ökumenischen Kooperation vor Ort, dass in einer empirisch arbeitenden Liturgik, die wesentlich die beobachtbaren liturgischen Vollzüge in den Gemeinden bearbeitet, diese zweite Ebene schon heute erhebliche Bedeutung hätte.

⁸ Zur Problematik dieses Begriffs, insofern hier eine – erfahrungswissenschaftlich nicht durchhaltbare – Differenz zwischen „Wort“ und „ Sakrament“ (bzw. „Wort“ und „Zeichen“) implizit vorausgesetzt wird, vgl. K.-H. Bieritz, Das Wort im Gottesdienst, in: R. Berger u. a., Gestalt des Gottesdienstes. Sprachliche und nichtsprachliche Ausdrucksformen. Regensburg²1990 (GdK 3) 47–76, hier 51 f.

⁹ Vgl. H. B. Meyer, Eucharistie. Geschichte, Theologie, Pastoral. Mit einem Beitrag v. I. Pahl. Regensburg 1989 (GdK 4) 339 f.

tesdienst, treten schnell Gesichtspunkte in den Blick, die auf dessen Attraktivität auch für katholische Gemeinden hinweisen:

- Aus der wichtigen Einsicht des Ökumenismusdekrets des II. Vatikanums: „Die Sorge um die Wiederherstellung der Einheit ist Sache der ganzen Kirche, sowohl der Gläubigen wie auch der Hirten, und geht einen jeden an“ (UR 5) folgt unmittelbar die Bedeutung ökumenischer Gottesdienste.¹⁰ Da – abgesehen von extremen Einzelfällen¹¹ – die Eucharistie aus kanonistischen Gründen nicht gemeinsam von katholischen und evangelischen Christen gefeiert werden darf, bleibt nur die Feier eines Wortgottesdienstes, um die eben zitierte Konzilsaussage auch im liturgischen Leben Gestalt gewinnen zu lassen.
- Pastoral unvermeidbar erscheint – bei der gegenwärtigen kirchenrechtlichen Lage – die Feier des selbständigen Wortgottesdienstes in den Gemeinden, deren sonn- und festtäglicher Gottesdienst nicht von einem Priester geleitet werden kann. Angesichts des nicht nur in Deutschland um sich greifenden Priestermangels ist dies keineswegs mehr eine Ausnahmesituation. Der dann an die Stelle der Messe mit dem Zentrum der Eucharistiefeier tretende Wortgottesdienst, ob mit oder ohne Kommunion gefeiert,¹² bedarf eines angemessenen theologischen Verständnisses, wobei hier der Predigt, und zwar der Reflexion über ihre Stellung im Gottesdienst, besondere Bedeutung zukommt.
- Noch nicht allgemein beachtet, aber ekklesiologisch nicht weniger dringlich wird das Anliegen von Wortgottesdiensten durch die Tatsache, dass die sozialisatorische Prägekraft auch im Bereich der katholischen Kirche deutlich nachlässt. Nicht nur in Ostdeutschland, sondern auch in westdeutschen Gemeinden dürften Kirchgänger zunehmend zu dem Personenkreis zu rechnen sein, den Paulus – durchaus wohlwollend, ja in gewissem Sinn zu einem liturgischen Kriterium erhebend – „idiotai“ nennt (1 Kor 14,16.23), also Menschen, die zwar am christlichen Glauben Interesse haben, aber noch mehr wissen bzw. erfahren wollen, bevor sie sich nachhaltig für eine christliche Existenz entschei-

¹⁰ Allerdings muss darauf hingewiesen werden, dass dieser ökumenische Impuls im gegenwärtigen (westlichen) Kirchenrecht nur unzureichend aufgenommen wird (vgl. S. Demel, Gestufte Gemeinschaft der christlichen Kirchen. Theologisch-rechtliche Aspekte für eine gelingende Ökumene auf gesamt- und teilkirchlicher Ebene, in: Universales und partikulares Recht in der Kirche. Konkurrierende oder integrierende Faktoren? Hg. v. P. Krämer – S. Demel – L. Gerosa – L. Müller. Paderborn 1999, 99–103).

¹¹ Vgl. ebd. 101.

¹² Vgl. hierzu und zu den daraus erwachsenden Problemen Meyer, Eucharistie (wie Anm. 9) 557–559.

den.¹³ Für solche Menschen ist die Eucharistiefeier mit einem hierauf zentrierten Wortgottesdienstteil in der Regel eine geistliche Überforderung. Die zunehmend weniger durch einen selbstverständlichen Zugang zum Christentum charakterisierbare religiöse Gesamtsituation in Deutschland erfordert demnach eine Zunahme von einladend gestalteten Gottesdiensten, die keine besonderen bzw. möglichst wenige spirituelle Anforderungen an die Mitfeiernden stellen, eben von Wortgottesdiensten.

Von daher erscheint mir aus unterschiedlichen, nämlich ökumenischen, pastoralen sowie katechetisch-missionarischen Perspektiven eine genauere praktisch-theologische Klärung des Wortgottesdienstes (im engeren Sinn) auch in der römisch-katholischen Liturgiewissenschaft unverzichtbar. Dazu will ich als einen Baustein im Sinne der genannten Ökumenischen Liturgiewissenschaft auf der zweiten Ebene die Erfahrungen evangelischer Liturgik mit der Dominanz der Predigt im Sonntagsgottesdienst anbieten.

2. Anliegen und Grenzen der Predigt im liturgischen Vollzug – Einsichten aus der evangelischen Liturgiegeschichte

2.1 Reformatorisches Anliegen

Martin Luther formulierte – mit großer Wirkung – in seiner Pfingsten 1523 erschienenen Schrift „Von Ordnung Gottesdiensts in der Gemeinde“ als „Meta-Regel für alles gottesdienstliche Handeln“: „das es ia alles geschehe / das das wort ym schwang gehe / und nicht widerumb eyn loren und dohnen draus werde“ (WA 12,37). Unter „Wort“ versteht Luther dabei gewiss kein weitgefasstes, umständlich philosophisch formuliertes Abstraktum, sondern das konkrete mündliche Wort, vorzüglich in der christusbezogenen Predigt. Denn das Wort ist für ihn das Medium, durch das das Christusergebnis „zu uns kommt und sich uns zu eigen gibt“.¹⁴ Allein diese Betonung der Predigt scheint sicherzustellen, dass die Missbräuche damaligen Gottesdienstes, die Luther in der genannten kleinen Schrift konstatieren muss, vermieden werden: nämlich Verschweigen des Wortes Gottes, das Eindringen „unchristlicher Fabeln und Lügen“ sowie das Missverständnis des Gottesdienstes als verdienstliches

¹³ W. Bauer, Der Wortgottesdienst der ältesten Christen, in: *ders.*, Aufsätze und kleine Schriften. Hg. v. G. Strecker. Tübingen 1967, 155–209, hier 168.

¹⁴ K.-H. Bieritz, Verbum facit fidem. Homiletische Anmerkungen zu einer Lutherpredigt, in: *ders.*, Zeichen setzen. Beiträge zu Gottesdienst und Predigt. Stuttgart 1995, 123–136, hier 127.

Werk (vgl. WA 12,35). Interessant ist dabei, dass für den Wittenberger Theologieprofessor die überlieferten biblischen Lesungen und Gesänge, vor allem in den Horen, aber auch im Messgottesdienst, nicht ausreichend erscheinen. Er titulierte sie despektierlich als „loren und dohnen“ (heulen und lärmern); ja noch drastischer: in den Klöstern und Stiften wurden bisher mit den Lektionen nur „die wende angeblehet“ (WA 12,36). Offensichtlich geht es ihm nicht nur um einen liturgisch korrekten Vollzug. Vielmehr ist er an inhaltlichen Fragen der Bedeutung interessiert. Auch die Schriftlesung kann aus rechtfertigungstheologischer Perspektive verkehrt werden. Allein die christusbezogene Predigt vermag dem zu wehren. Dies ist systematisch darin begründet, dass der Mensch sich sein Heil nicht selbst schaffen kann, sondern allein durch das von außen ihm zugesagte Wort Gottes einen in Leben und Sterben tragenden Sinn finden kann.

2.2 Probleme in der Wirkungsgeschichte

Wirkungsgeschichtlich entstand aus diesem und ähnlich vehementen Plädoyers für christusbezogene Predigt – begünstigt noch durch weitere Faktoren – im Laufe der Zeit in den reformatorischen Kirchen ein deutlich durch die Predigt bestimmter Sonntagsgottesdienst, der bis heute in den meisten evangelischen Gemeinden Deutschlands zu finden ist.

Doch dies ist keine ungebrochene Tradition. Schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts traten Probleme mit der Dominanz der Predigt auf. Indirekt scheinen sie in dem rhetorischen Grundsatz des Rostocker Theologieprofessors Paul Tarnow in seiner Rektoratsrede „De Novo Evangelio“ (1624) durch, „daß der Prediger selbst von dem glühen muß, was er ansteckend vermitteln will“.¹⁵ Und wenig später – gleichsam im Vorgriff zu pietistischen Einsichten – eröffnet Johann Schmidt seiner Gemeinde: „Wie der Prediger kalt und erloschen; also wird er kalte und erloschene Zuhörer lassen: ja / wann er sie nur nicht kälter machet!“¹⁶

Doch es kommt nicht nur – in durchaus gefährlicher Spannung zum antidonatistischen Artikel 8 der Confessio Augustana – zur Forderung an die Prediger. Zunehmend treten über die offensichtlich nicht – wie gewünscht – erfüllte Vermittlungsaufgabe auch die Zuhörer ins Blickfeld pastoraler Reflexion. So unterscheidet Tar-

¹⁵ Zit. nach U. Sträter, *Meditation und Kirchenreform in der lutherischen Kirche des 17. Jahrhunderts*. Tübingen 1995 (BHT 91) 95.

¹⁶ Zit. nach ebd. 96.

now „wahre Christen und scheinbare; unter den wahren Christen solche, die in ihrem Christentum eifrig voranschreiten, und andere, die nachlassen oder gar säumig werden; unter den scheinbaren Christen wiederum solche, die ihre Heuchelei kunstvoll zu tarnen wissen, und andere, die offen in Sünden leben.“ Es gilt nun für den Prediger, jede dieser Gruppen durch die Predigt zu spezifischen Affekten zu bewegen: „die Scheinchristen zu dolor und indignatio über ihre Sünden, zu metus vor der Strafe Gottes und der ewigen Verdammnis, zu spes auf das göttliche Erbarmen; die eifrigen Christen zu Vertiefung ihres Glaubenslebens in amor Dei, dilectio und misericordia zur Erfüllung des Amtes der Nächstenliebe; die Strauchelnden zu dolor und spes.“¹⁷ Dazu kommen dann noch Differenzierungen nach Bildungsgrad, Alter, Geschlecht, sozialer Stellung.

Kurzum: Schon etwa hundert Jahre nach der Forderung Luthers, „daß das Wort im Schwange gehe“, und dem durch ihn initiierten homiletischen Aufbruch begegnen Probleme, die uns bis heute in der Homiletik beschäftigen; knapp formuliert: mangelnde Ausstrahlung von Predigern (und Predigerinnen) und mangelnde Differenzierbarkeit der Predigt hinsichtlich der verschiedenen Zuhörer. Beides führte – heute wohl nur noch Kirchenhistorikern bewusst – bis zum Ende des 17. Jahrhunderts zu einer tiefen Predigtkrise im deutschen Luthertum. Immer häufiger begegnet die Forderung nach Privatmeditation, vor allem der täglichen Meditation der Bibel. Interessant ist hier – vor dem Hintergrund der Betonung der Eucharistie bei den Katholiken –, dass sich für die Meditation bald Bilder fanden, die herkömmlich für die Verarbeitung von Speise gebraucht wurden, recht derb formuliert: „ruminatio“, aber auch „süsse Erquickung des Geistes“¹⁸ oder „Vorschmack des ewigen Lebens“¹⁹ u. Ä. Finden sich hier unbewusst Hinweise der Angewiesenheit verbaler Äußerungen auf die Mahlgemeinschaft? „Versuche, den Sachverhalt für die lutherische Kirche allgemein und verbindlich zu klären, insbesondere auch eine sachgerechte Unterscheidung zwischen Meditation und Kontemplation zu finden, sind im entstehenden Streit zwischen Orthodoxie und Pietismus untergegangen.“²⁰

Auch die Bemühungen, durch vorgeschaltete Katechesen o. Ä. den Erfolg der Predigt zu verbessern, waren – blickt man etwa in Visitationsprotokolle der damaligen Zeit – weithin erfolglos. Zu-

¹⁷ Ebd. 96 f.

¹⁸ Ebd. 116.

¹⁹ Ebd. 117.

²⁰ Ebd. 118.

nehmend wurde deutlich: „Nicht das pastorale Handeln am Zuhörer, sondern das eigene Handeln des als Subjekt wiederentdeckten Zuhörers kann den Kopf ins Herz bringen.“²¹ Entsprechend schloss etwa Spener in seine Bitte um göttlichen Segen neben der Arbeit der Pfarrer und Lehrer auch die der Zuhörer mit ein. Udo Sträter, der die hier kurz skizzierten Prozesse ausführlich untersucht hat, resümiert diese Entwicklung: „In den Handbüchern der christlichen Lebensführung entstand parallel zum ‚Predigtauftritt‘ des Pfarrers in der Kirche ein vielstufiges System der begleitenden Gebete, Memoriervorgänge und Betrachtungen des Zuhörers. ... Hinter diesen als notwendig verkündeten Übungen des *cultus privatus* rückte die Predigt, allen Beschwörungen ihrer unangefochtenen Stellung zum Trotz, zwangsläufig in den Hintergrund. In den Vordergrund traten die Formen und Medien individuellerer Verkündigung, die der meditierenden Applikation besser entsprachen als die dahinfließende Predigt.“²²

Allerdings war dies – wie die Pietismusforschung zeigt – nur der Weg einer frommen Minderheit. Die Mehrheit der Evangelischen entzog sich immer mehr dem sonntäglichen Gottesdienst bzw. der Predigt. Versuche in der Aufklärung, die Predigt zu aktualisieren, brachten teilweise – im Nachhinein gesehen – kuriose Blüten eines moralistisch und utilitaristisch verengten Religionsverständnisses hervor, ohne für die Verkündigung der Christusbotschaft grundlegend neues Terrain zu gewinnen. Dies lag auch am Aufkommen öffentlichkeitswirksamer Medien auf dem neuen literarischen Markt, der zunehmend säkular-moralische Produkte zur sittlichen Erbauung feilbot und so für die Gebildeteren einen Predigersatz zur Verfügung stellte.

Dass offensichtlich die Form der Kanzelrede selbst in der Moderne erhebliche Probleme mit sich bringt, wird daraus deutlich, dass das 19. Jahrhundert zum einen als „eine Blütezeit der Predigt“²³ charakterisiert werden kann, zugleich aber die Zeit ist, in der – aus verschiedenen Gründen – der sonntägliche Kirchgang vor allem in den evangelischen Gemeinden der Großstädte erheblich zurückging. Zwar gelang es hervorragenden Predigern wie Schleiermacher, unter ihrer Kanzel große Zuhörerzahlen zu versammeln, doch blieben sie aufs Ganze gesehen Ausnahmen. Deshalb polemisierten auch am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert Vertreter der neu

²¹ Ebd. 126.

²² Ebd. 144.

²³ F. Wintzer, Art. Predigt IX. Evangelische Predigt im 19. und 20. Jahrhundert, in: TRE 27. 1997, 311–330, hier 311.

aufkommenden Gemeindeaufbau-Bewegung – wie Emil Sulze – gegen das „Alleinpredigen“²⁴. Und auch die theologisch massiv und vehement vorgetragene Dominanz der Predigt in der Dialektischen Theologie konnte nur mancherorts und kurzzeitig die sonntäglichen Gottesdienste füllen. Auffällig ist für die theologischen und pastoralen Reflexionen dieser Bewegung das weitgehende Fehlen einer Verbindung von Homiletik und Liturgik.

2.3 Heutige Probleme

Grundsätzlich ist heute eine allgemeine Aversion gegen die Predigt unübersehbar. Sie äußert sich unverblümt in der Umgangssprache. „Er hat gepredigt“ oder gar „er hat mich angepredigt“ gilt als vernichtendes Urteil über eine Äußerung. Die Umgangssprache entlarvt, dass Predigt als ein vom sonstigen Leben der Menschen isolierter, doktrinärer Sprechakt verstanden und weithin gemieden wird. Und ein Aufschlagen einschlägiger Witzblätter verstärkt diesen Eindruck.

Ohne diesen – für evangelische Theologen zugegebenermaßen bedrückenden – Befund abschwächen zu wollen, ist aber bei genauerer Analyse der heutigen Problemlage noch auf Spannungen der gegenwärtigen homiletisch-liturgischen Situation in den evangelischen Sonntagsgottesdiensten hinzuweisen:

– Im Bewusstsein der Gemeindeglieder, aber auch der Pfarrerrinnen und Pfarrer steht die Predigt nach wie vor im Mittelpunkt. Die seit etwa einhundert Jahren in der evangelischen Liturgik vorgetragenen Bemühungen, das Abendmahl als festen Bestandteil des Sonntagsgottesdienstes in evangelischen Kirchen zu etablieren, sind – trotz agendarischer Unterstützung – insgesamt fehlgeschlagen, auch wenn heute in den meisten evangelischen Gemeinden etwa im Monatsrhythmus Abendmahl gefeiert wird. Tatsächlich geht offensichtlich ein recht kleiner Teil der Evangelischen deutlich häufiger zum Tisch des Herrn, während das Gros fernbleibt.

Dem entspricht, dass die Pfarrerrinnen und Pfarrer der Predigt viel Zeit bei der Gottesdienstvorbereitung widmen, die liturgische Gestaltung aber immer noch als nebensächlich vernachlässigen.²⁵ Und auch die meisten Kirchgänger rekurrieren, zum Got-

²⁴ Ebd. 320.

²⁵ Es muss offen bleiben, ob das Evangelische Gottesdienstbuch mit seinem immanenten Zwang zu liturgischer Reflexion hier zu Veränderungen führt. Ich halte es für

tesdienst befragt, primär auf die Predigt. Auf der anderen Seite sind in den letzten dreißig Jahren die Predigten deutlich kürzer geworden und nehmen oft nur noch ein Viertel oder noch weniger der gesamten Gottesdienstzeit in Anspruch, ohne dass dies bisher in seinen homiletischen und zugleich liturgischen Konsequenzen bedacht worden wäre.

- Nicht wenige evangelische Kirchenmitglieder decodieren die Predigt – entgegen der homiletischen Theorie und dem Bemühen der Pfarrer und Pfarrerinnen – als Ritus, nicht als freie Rede. Deutlich wurde mir dies im Religionsunterricht einer 8. Gymnasialklasse: „Bei der Durchnahme des Gottesdienstes ... waren Schüler, die auf Grund des vorangegangenen Konfirmandenunterrichts in letzter Zeit häufig den (Sonntags-)Gottesdienst besucht hatten, erstaunt darüber, daß jeder Predigt ein anderer Text zu Grunde liegt und daß jede Predigt (im Normalfall) vom Pfarrer selbst vorbereitet wird. Sie hatten angenommen, der Pfarrer verlese jeden Sonntag (wie sonst auch im Gottesdienst) dasselbe.“²⁶ Offensichtlich geht – jedenfalls für diese jungen Menschen – das Wort nicht „im Schwange“, sondern jetzt ist die Predigt selbst ein „Loren und Dohnen“.
- Umgekehrt ergaben Befragungen von Predigthörern, dass es z. T. zu erstaunlich kreativem Umgang mit dem Gehörten kommt. Fehlstellen in der Predigt werden eigenständig ergänzt, Anwendungen für das eigene Leben eingetragen usw.²⁷ Allerdings wird ebenso Anstößiges gelöscht bzw. uminterpretiert. Das im Konzept der Predigt als „offenem Kunstwerk“²⁸ Angeregte ist offensichtlich nicht selten Realität, ohne dass es jedoch wohl von den meisten Predigerinnen und Predigern hinreichend homiletisch bedacht und bei der Predigtvorbereitung fruchtbar gemacht würde. Auch bleibt in der Regel jedes Gemeindeglied mit seiner Predigt-Rezeption allein; es kommt also – in praktisch-theologischen Kategorien gesprochen – nicht zu einem Beitrag zum Gemeindeaufbau.

wahrscheinlicher, dass es unter der Hand zu einem Fortbestand der – mehr oder weniger modifizierten – bisherigen Gottesdienstordnungen kommt.

²⁶ Chr. Grethlein, Abriß der Liturgik. Ein Studienbuch zur Gottesdienstgestaltung. Gütersloh² 1991, 144.

²⁷ Vgl. die Ergebnisse von K.-F. Daiber – H. W. Dannowski – W. Lukatis – L. Ulrich, Gemeinden erleben ihre Gottesdienste. Erfahrungsberichte. Gütersloh 1978, 116f.

²⁸ Vgl. G. M. Martin, Predigt als „offenes Kunstwerk“? Zum Dialog zwischen Homiletik und Rezeptionsästhetik, in: EvTh 44. 1984, 46–58; A. Beutel, Offene Predigt. Homiletische Bemerkungen zu Sprache und Sache, in: PTh 77. 1988, 518–537.

3. Aufgaben der Predigt im christlichen Gottesdienst und daraus resultierende homiletische Anforderungen

Angesichts der anhand der Diskurse des 17. Jahrhunderts etwas näher erläuterten großen Probleme mit der Predigt in der Geschichte der Gottesdienste reformatorischer Kirchen und mancher empirischer Befunde könnte man versucht sein, sich auch evangelischerseits einseitig an einem auf die Eucharistiefeyer zentrierten Gottesdienstverständnis zu orientieren und katholische Liturgiewissenschaftler vor einem zu starken Engagement für den Wortgottesdienst und damit auch die Predigt zu warnen. Doch sprechen dagegen katechetisch-missionarische, pastorale und theologisch-dogmatische Gründe. Zugleich kommen beim Nachdenken hierüber aber auch – gleichsam *vice versa* – Probleme der Predigt in den Blick, die dann in einem zweiten Schritt noch einmal eine grundsätzliche Reflexion zu Predigt und Wortgottesdienst erfordern.

3.1 Aufgaben der Predigt

- Katechetisch-missionarisch ist – in Aufnahme des eingangs Gesagten – daran zu erinnern, dass die Zahl der „idiotai“, also der nicht oder nur noch rudimentär christlich-religiös Sozialisierten, in Deutschland weiter zunehmen dürfte. Gottesdienste mit Eucharistiefeyer im Zentrum überfordern solche Menschen in der Regel, auch abgesehen von allen Problemen hinsichtlich des Zusammenhangs von Taufe und Eucharistie. Umgekehrt benötigen diese Menschen auch Grundinformationen zum christlichen Glauben, die nur verbal vermittelbar sind. Die Distanz vieler Menschen zum „Anpredigen“ warnt aber davor, diese Notwendigkeit vorschnell durch Rekurs auf die traditionelle Kanzelrede erfüllt zu sehen. Allerdings erscheint im Gottesdienst – jedenfalls in der Regel – ein Ort unverzichtbar, an dem es in diskursiver Weise zu einer Auseinandersetzung mit gegenwärtig attraktiven Wirklichkeitsdeutungen und Handlungskonzepten aus der Perspektive des Evangeliums kommt; sonst droht ein Rückfall hinter die reformatorische Einsicht in die Unmittelbarkeit der Beziehung jedes einzelnen Menschen zu Gott und die u. a. hierin begründete aufklärerische Bestimmung der Mündigkeit und Verantwortlichkeit.
- Pastoral verdient die Frage nach den „Normen der Häufigkeit liturgischer Feiern“²⁹ neues Interesse. Als evangelischer Theologe

²⁹ Vgl. A. A. Häußling, Normen der Häufigkeit liturgischer Feiern, in: *ders.*, *Christli-*

vernimmt man mit Interesse kritische, von der Liturgiekonstitution des II. Vatikanums her bestimmte Anfragen katholischer Theologen gegenüber der eucharistischen Praxis ihrer Kirche, etwa dahingehend, „ob ein voller, bewußter und tätiger Mitvollzug der eucharistischen Anamnese wirklich so oft gelingen kann“.³⁰ Auf evangelischer Seite ist allerdings – bedauerlicherweise – diese Frage hinsichtlich der Predigt noch nicht gestellt worden. Denn sie ergäbe auch hier Sinn, zum einen hinsichtlich der Rezeptionskapazität von Kirchgängern, zum anderen hinsichtlich der Produktivität von Pfarrern und Pfarrerinnen. Dazu müsste aber die für reformatorische Kirchen grundlegende Aufgabe, das Wort „im Schwange“ zu halten, also die Kommunikation des Evangeliums zu fördern, von der traditionell üblichen, exklusiven (!) Bindung an die Predigt gelöst werden. Mut könnte dazu die Tatsache machen, dass – wie zitiert – Luther selbst sich kritisch gegenüber bestimmten Formen der Schriftlesung äußerte, weil er nicht auf die Erfüllung von angeblich Unverzichtbarem fixiert war, sondern die inhaltliche Rezeption des Evangeliums durch die Gottesdienstgemeinde fördern wollte.

- Hinsichtlich der Häufigkeit von Eucharistiefeiern hat Herbert Vorgrimler theologisch-dogmatisch überzeugend davor gewarnt, dass „die eucharistische Frömmigkeit nicht zur Abwertung der pneumatischen Realpräsenz Jesu führen“ dürfe.³¹ Und: Droht nicht eine einseitige Betonung des Pascha-Mysteriums „die Anamnese des Lebens Jesu vor seinem Leiden“ zu beeinträchtigen?³² Weiter fragt er, ob „wirklich bei allen Festen des Kirchenjahres die Verbindung mit dem Pascha-Mysterium nicht nur mit langwierigen theoretischen Überlegungen hergestellt, sondern auch bewußtseinsmäßig mitvollzogen werden kann“.³³ Ebenso gilt es, umgekehrt zu fragen, ob wirklich jeder biblische Text der Predigt bedarf, oder ob manche gut gemeinte Homilie nicht eher die unmittelbar bis heute spürbare Kraft und Aktualität eines biblischen Textes mindert, wogegen etwa musikalische oder bildnerische Inszenierungen eher die Kommunikation des Evangeliums initiieren oder fördern könnten.

che Identität aus der Liturgie. Theologische und historische Studien zum Gottesdienst der Kirche. Hg. v. M. Klöckener – B. Kranemann – M. B. Merz. Münster 1997 (LQF 79) 164–177 [zuerst 1978/79 erschienen].

³⁰ H. Vorgrimler, Die Liturgie – ein Bild der Kirche. Anfragen der systematischen Theologie, in: Heute Gott feiern (wie Anm. 3) 39–56, hier 51.

³¹ Ebd. 52.

³² Ebd.

³³ Ebd.

Demnach verbieten also unterschiedliche, praktisch-theologisch relevante Gesichtspunkte zugleich, Gottesdienste ohne Eucharistiefeyer (und auch ohne Kommunion) in ihrer Bedeutung zu unterschätzen, aber auch Wortgottesdienste mit der Predigt im Mittelpunkt zu überschätzen.

3.2 Neuere homiletische Ansätze

Allerdings bestehen noch die umgangssprachlich am deutlichsten begegnenden Probleme der Predigt. Für die Auseinandersetzung hiermit, die für die Gestaltung des Wortgottesdienstes konstitutive Bedeutung hat, erscheint mir eine Differenzierung im Predigtbegriff unverzichtbar. In der Tat muss – wie bereits angedeutet – gefragt werden, ob die herkömmliche Predigt als Auslegung eines Schriftwortes, etwa im strengsten Sinn in Form einer Homilie, zumindest in katechetisch-missionarischer Hinsicht weiterführt. Denn eine textbezogene Predigt setzt ja in der Regel schon eine Anerkennung der besonderen Dignität der Bibel als Buch voraus. Doch muss jede Predigt sich unmittelbar autoritativ auf einen Schrifttext beziehen, also eine Voraussetzung in Anspruch nehmen, die von vielen Menschen nicht geteilt wird?

– Hier weist die Neuentdeckung der Mündlichkeit („orality“³⁴) in der sog. „Homiletical Revolution“ der USA, aber auch in Frankreich,³⁵ einen Ausweg. Nicht zuletzt durch Einbeziehung von medientheoretischen Befunden in die homiletische Diskussion wurde man wieder auf die ursprüngliche Mündlichkeit des biblischen Wortes aufmerksam und verstand dementsprechend die Predigt im Sinne einer Kultur des Mündlichen. Die „Gutenberg-Homiletik“, also die am geschriebenen Text orientierte und dann auch zur Produktion schriftlicher Predigtmanuskripte führende traditionelle Predigtkultur, wird hier von der Predigtvorbereitung bis hin zum Predigtvortrag in Frage gestellt. Dahinter steht eine tief greifende Veränderung in der homiletischen Hermeneutik. Es geht nicht mehr – wie im „deduktiven Predigtmodell“ – darum, die Glaubenswahrheit zu erklären, sondern induktiv darum, „Erfahrungen des Glaubens zu teilen“.³⁶ Dies gelingt nicht durch das mehr oder weniger geschickte Vorlesen eines vorformulierten

³⁴ W. J. Ong, *Orality and Literacy. The Technologizing of the Word*. London – New York 1982.

³⁵ Vgl. M. Nicol, In den Spuren von Alexandre Vinet. Neue Wege der französischsprachigen Homiletik, in: *International Journal of Practical Theology* 2. 1998, 196–207.

³⁶ M. Nicol, Homiletik. Positionsbestimmungen in den neunziger Jahren, in: *ThLZ* 123. 1998, 1049–1066, hier 1051.

Textes oder die möglichst textnahe Auslegung eines Bibeltextes, sondern gewinnt nur durch freie, die konkrete Situation unmittelbar aufnehmende Predigtweise Gestalt. Nicht zuletzt Anregungen aus der Predigtkultur afroamerikanischer Gemeinden führen zu einer „Ereignishomiletik“, also einem Verständnis von Predigt als „performance“,³⁷ die sich inhaltlich dem biblischen Zeugnis verdankt, aber die personale Vermittlung dieses Zeugnisses homiletisch ernst nimmt.

Bei einem solchen Predigtverständnis ist die traditionelle Trennung von Homiletik und Liturgik nicht mehr aufrechtzuerhalten. Es gilt, den gesamten Gottesdienst als Kommunikationsgeschehen zu gestalten, sowohl in seinen verbalen als auch nonverbalen Teilen. In der Abkehr von der Auffassung, die bloße Rezitation der verba testamenti sei die adäquateste (verbale) Form der Mahlfeier, und der Zuwendung zu einer personal durch die Gebetsstruktur vermittelten, am Modell der jüdischen Segenspraxis orientierten Eucharistiefeyer ist evangelische Liturgik diesen Weg, wenigstens größtenteils,³⁸ schon gegangen. Jetzt gilt es, diese Erkenntnis auch homiletisch einzuholen. Der Tatsache, dass im Gottesdienst eben traditionell die Menschen das Evangelium nicht in mitgebrachten Bibeln für sich lesen, sondern gemeinsam hören, ist auf dem Hintergrund der Unterscheidung von originalen, personalen und apersonalen Medien³⁹ gestaltungsmäßig Rechnung zu tragen.

– Diese Überlegungen können auch zu einer Präzision des Begriffs „Wortgottesdienst“ führen. Wird Gottesdienst als Kommunikationsgeschehen verstanden, so impliziert das ein handlungstheoretisches Verständnis auch von verbal Geäußertem. Der Zusammenhang von Predigt, Predigtort – ob etwa in einer gotischen Kirche oder in einem Mehrzweckraum –, Lichtverhältnissen, got-

³⁷ Ebd. 1051 f.

³⁸ Vgl. dagegen *D. Wendebourg*, Den falschen Weg Roms zu Ende gegangen? Zur gegenwärtigen Diskussion über Martin Luthers Gottesdienstreform und ihr Verhältnis zu den Traditionen der Alten Kirche, in: *ZThK* 94. 1997, 437–467 (zu den Vorläufern hiervon vgl. die Zusammenstellung bei *F. Lurz*, Die Einführung des Evangelischen Gottesdienstbuches – ein Ereignis von ökumenischer Relevanz, in: *ThLZ* 125. 2000, 231–250, hier 245 f. Anm. 72); vgl. die Kritik an Wendebourgs Thesen bei *H.-Chr. Schmidt-Lauber* – *F. Schulz*, Kerygmatisches oder eucharistisches Abendmahlsverständnis? Antwort auf eine kritische Herausforderung der gegenwärtigen Liturgiewissenschaft, in: *LJ* 49. 1999, 93–114, die allerdings primär historisch argumentieren und die durch den Gegenstand eines Ritus gegebene kommunikationstheoretische Ebene nicht betreten.

³⁹ Vgl. *H. Wokittel*, Medienbegriff und Medienbewertungen in der pädagogischen Theoriegeschichte, in: *Handbuch der Medienpädagogik*. Hg. v. S. Hiegemann – W. H. Swoboda. Opladen 1994, 25–36, hier 26.

tesdienstlicher Musik – ob etwa Orgelspiel oder der Gesang einer Kindergartengruppe – u. Ä. tritt dann in den Blick. Aus dieser Perspektive ist die traditionelle Unterscheidung von Wort- und Sakramentsgottesdienst nur begrenzt hilfreich, insofern nichtverbale Zeichen auch den Wortgottesdienst nachhaltig prägen, wie umgekehrt gesprochene Worte wesentlich das Sakrament bestimmen. Vielleicht wird hier in der Zukunft eine stärkere Einbeziehung der unterschiedlichen Adressatengruppen zu liturgischen Differenzierungen führen, die weniger missverständlich und zugleich für die konkreten Erfordernisse der Pastoral offener sind. In diesem Zusammenhang könnte zum einen die frühere Unterscheidung zwischen Missions- und Gemeindegottesdienst⁴⁰ eine Richtung weisen, insofern sie auf die Relevanz unterschiedlicher Partizipationsformen am Christentum für die liturgische Gestaltungsaufgabe hinweist. Zum anderen können die sog. Kasualgottesdienste als liturgische Versuche verstanden werden, biographiebezogen verbale und nonverbale Kommunikation mit dem Evangelium zu inszenieren.

- Schließlich gilt es, im Überschritt von Liturgik zur Pastoral noch das bisher vorausgesetzte, rituelle Gottesdienstverständnis zumindest grundsätzlich zu öffnen und damit auch auf die Predigt als eine Möglichkeit der Kommunikation des Evangeliums neben anderen hinzuweisen. Das von Paulus in Röm 12,1 f. formulierte Gottesdienstverständnis der „logike latreia“, als des Gottesdienstes im Alltag der Welt, ist grundlegend für ein evangeliumgemäßes, den Bereich des Kultes übersteigendes Gottesdienstverständnis. Demnach ist der Zusammenhang von gottesdienstlichem Geschehen und alltäglichem Leben ein wichtiges liturgisches Kriterium. Angesichts der tiefen Wandlungen in den Kommunikationsprozessen durch technische Innovationen stehen katholische und evangelische Theologen und Pfarrer vor derselben gewaltigen Aufgabe: das Wort „im Schwange“ zu halten unter den Bedingungen einer reflexiv modernen Gesellschaft mit zunehmend durch die elektronischen Medien geprägten Kommunikationsbedingungen. Das gegenseitige Lernen zwischen den Konfessionen ist dabei eine wichtige, m. E. unverzichtbare Hilfe.

⁴⁰ Vgl. den Beitrag von V. Vajta, in: Gottesdienst in einem säkularisierten Zeitalter. Eine Konsultation der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates der Kirchen. In deutscher Sprache mit einem Vorwort von L. Vischer und einem Konsultationsbericht. Hg. v. K. F. Müller. Kassel–Trier 1971, 156–173, hier 172.